

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sandra Gulland
Joséphine und Napoléon

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Mein Leben beginnt

10. März 1796 – Paris, frühmorgens, grauer Himmel

Ich schreibe dies in meinem nach Jasmin duftenden Ankleidezimmer, wo mich Bonaparte, seit einem Tag mein Gemahl, wohl nicht aufspüren wird.

Gemahl. Das Wort fühlt sich fremd an auf meiner Zunge, so fremd wie die Landkarten, die auf dem Tisch im Speisezimmer ausgebreitet sind, wie das Schwert, das in der Ecke meines Salons lehnt. So fremd wie der Mann selbst.

Mein Gesicht im Spiegel sieht hart aus, ist von Schatten durchzogen, die die düsteren Gedanken in meinem Herzen widerspiegeln.

Melancholisch zu sein ist so gar nicht meine Art. Ich bin versucht, die Worte, die ich gerade geschrieben habe, durchzustreichen und stattdessen zu schreiben: Ich habe geheiratet, ich bin glücklich, alles ist in Ordnung. Doch eines habe ich mir gelobt – auf diesen Seiten aufrichtig zu sein. Wie viel auch immer ich heucheln, schmeicheln und überreden muss, hier darf mein Herz die Wahrheit sagen. Und mein Herz ist wahrlich bekümmert. Ich fürchte, ich habe einen Fehler gemacht.

[Ohne Datum]

Joséphine Rose Beauharnais Bonaparte

Joséphine Rose Bonaparte

Joséphine Tascher Beauharnais Bonaparte

Joséphine Beauharnais Bonaparte
Joséphine Bonaparte
Madame Bonaparte
Madame Joséphine Bonaparte
Joséphine
Joséphine
Joséphine

2 Uhr 30 nachmittags

Wir sind gerade aus Saint-Germain zurückgekehrt. Bonaparte ist in einer Besprechung im Arbeitszimmer, und ich bin wieder in meinem Ankleideraum und suche Trost. Es hat den Anschein, als ob alles verkehrt läuft. Wo soll ich anfangen?

Heute Morgen, als ich mich gerade zum Ausgehen fertig machte und mir das Gesicht mit Reispuder bestäubte, sah ich Bonaparte in der Tür stehen. »Die Kutsche ist bereit.« Er hielt eine Reitgerte in den Händen, die er drehte und bog. Ich wusste, dass er besorgt war, weil ich nach Saint-Germain fahren wollte, um meine Kinder in ihren Schulen zu besuchen. Gewiss, ich war selbst beunruhigt. Denn ich war nicht sicher, wie Hortense und Eugène die Nachricht aufnehmen würden.

»Du trägst deinen neuen Rock nicht?«, fragte ich, während ich ein Paar Ohrgehänge mit Saphiren anlegte. Ich hatte ein langärmeliges violettes Kleid über einem gepunkteten Gazehemd angezogen. Es war ein neues Ensemble, und das Resultat gefiel mir, aber ich konnte mich nicht entscheiden, welche Schuhe ich dazu tragen sollte – meine Schnürstiefel oder meine seidenen Escarpins, die so gut dazu passten. Es regnete zwar nicht mehr, aber draußen war es feucht. Die Stiefel wären praktischer. »Die Stiefel«, sagte ich zu meiner Küchenmagd, die mir den einen ungeschickt über den Fuß schob. Ich notierte mir im Geiste,

nach einer Kammerzofe Ausschau zu halten, sobald Bonaparte in den Süden aufbrach.

Sobald Bonaparte in den Süden aufbrach und das Leben zur Normalität zurückkehrte.

Heute, heute Nacht und dann morgen, dachte ich – achtundzwanzig Stunden. Achtundzwanzig Stunden hektischer Betriebsamkeit, Soldaten, die kommen und gehen, Kuriere, die in den Hof galoppieren. Achtundzwanzig Stunden Chaos. Jede Fläche meines kleinen Hauses ist mit Landkarten, Zeitungen und Papierfetzen, die Proviant, Namen, Zahlen und Zeitpläne auflisten, bedeckt. Bücher stapeln sich auf dem Tisch im Speisezimmer, auf dem Sekretär, neben meinem Bett. Noch einmal achtundzwanzig Stunden mit seinen unbeholfenen Zärtlichkeiten und Umarmungen. Bonaparte arbeitet und liest mit äußerster Konzentration – ohne von mir, ohne von den Bediensteten Notiz zu nehmen – und fällt dann heißhungrig über mich her. Achtundzwanzig Stunden kopfloser Verwirrung? Wer ist dieser Mann, den ich da geheiratet habe? Wird das Leben jemals wieder »normal« sein?

»Was gibt es an diesem Rock auszusetzen?«, wollte er wissen.

»Er muss geflickt werden«, sagte ich und strich die Schulter glatt. Die abgetragene graue Wolle zerrte an den Säumen, die Stulpenkanten waren ausgefranst. Ich hätte ihn längst geflickt, wenn ich ihn nur bewegen könnte, ihn auszuziehen. Wenn mir das jemals gelingen sollte, werde ich ihn wohl verbrennen, dachte ich und küsste ihn auf seine glatte Wange. »Und in dem neuen siehst du so stattlich aus.« Die knielangen Schöße lenkten von seinen dünnen Beinen ab und ließen ihn größer wirken. Er küsste mich und grinste. »Ich ziehe mich nicht um«, sagte er und zupfte mich am Ohr.

Die Reise nach Saint-Germain ging nur langsam voran – der Regen hatte die Straßen aufgeweicht –, sodass es beinahe Nach-

mittag war, als unsere Kutsche in den Hof von Hortenses Schule einfuhr. Ich erspähte sie auf dem Spielplatz und winkte. Sobald sie uns sah, ließ sie den Fußball fallen, schlug die Hände vors Gesicht und wirbelte auf den Absätzen herum. Weinte sie? Ich berührte Bonapartes Arm, um ihn abzulenken, aber es war zu spät – er hatte die Reaktion meiner Tochter bereits gesehen. Mit einem traurigen Ausdruck in den grauen Augen starrte er über den Spielplatz.

»Irgendetwas stimmt nicht«, sagte ich. Ich ahnte mit Schrecken, worin das Problem liegen könnte.

»Ich warte im Haus auf dich.« Bonaparte zog die Krempe seines neuen Generalsshutes nach unten. Der Filz war noch steif, und der Hut thronte auf seinem großen Kopf.

Ich drückte seine Hand, wie Liebende es tun. »Ich bleibe nicht lange«, versprach ich.

Der Boden unter meinen Füßen war weich. Ich spürte, wie die Feuchtigkeit in meine dünn besohlenen Stiefel sickerte. Eine Frühlingsbrise trug den Geruch gepflügter Felder heran. Während ich mir meinen Weg um die feuchten Stellen herum bahnte, rief ich mir in Erinnerung, dass Hortense noch jung war. Rief mir in Erinnerung, dass es für ein Mädchen von zwölf (fast dreizehn) normal war, äußerst empfindsam zu sein, vor allem, wenn man bedachte ...

Vor allem, wenn man bedachte, was sie durchmachen musste. Seit dem Terror waren fast zwei Jahre vergangen, doch noch heute wachte meine Tochter manchmal nachts schreiend auf. Noch heute konnte sie den Platz nicht überqueren, auf dem ihr Vater gestorben war, ohne in Tränen auszubrechen.*

* Joséphines erster Mann, Alexandre Beauharnais, Vater ihrer beiden Kinder Hortense und Eugène, wurde am 23. Juli 1794 enthauptet, auf dem Höhepunkt der gewalttätigen Phase der Französischen Revolution, des so genannten »Terrors«, bei dem Tausende von Aristokraten unter der Guillotine endeten.

Meine Nichte Émilie lief herbei, um mich zu umarmen. »Hat sich Hortense wehgetan?«, fragte ich. »Was ist los?« Meine Tochter sah so verlassen aus, wie sie da mit dem Rücken zu uns vornüber gebeugt neben dem Torpfosten stand.

»Sie weint, Tante«, sagte Émilie zitternd, die Hände in ihren schlichten Wollkittel gesteckt. »Das ist ein hysterischer Anfall!« Ein hysterischer Anfall? Man hatte mich gewarnt, dass vierzehnjährige Mädchen für furchtbare Weinkrämpfe anfällig wären, aber Hortense war noch nicht in diesem Alter. Ich raffte den Saum meines Kleides und lief auf meine weinende Tochter zu.

»Hortense?«, rief ich, als ich mich näherte. Ich sah, wie ihre Schultern bebten. »Liebling ...« Ich streckte die Hand aus und berührte ihre Schulter. Selbst durch meine Handschuhe hindurch konnte ich ihre Knochen spüren – noch die Knochen eines Mädchens, noch nicht die Knochen einer Frau.

Ich dachte daran, sie zu mir herumzudrehen, aber ich kannte ihre störrische Kraft. Stattdessen trat ich um sie herum und stellte mich ihr gegenüber.

Der gequälte Blick in ihren Augen erschreckte mich. Rosa Flecken überzogen ihre sommersprossigen Wangen und ließen ihre Augen ungewöhnlich blau wirken – die Augen ihres Vaters. Die kritischen Augen ihres Vaters, die mich immer noch verfolgten. Ich ergriff ihre kalte, bloße Hand und drückte sie an mein Herz.

»Was hast du, Liebling?« Und dachte dabei, wie groß sie doch im letzten Jahr geworden war, dass sie groß war für ihr Alter und dass sie bald so groß wäre wie ich, vielleicht größer.

»Ich habe Angst, Maman.« Sie schluchzte auf.

Ein Windstoß rauschte in den Blättern. Der Strohhut flog mir vom Kopf und baumelte an einem Band auf meinem Rücken. Diese Antwort hatte ich nicht erwartet. »Wovor?«

»Dass du ihn heiraten wirst!«

Ihn: Bonaparte. Ich versuchte zu sprechen, konnte es aber

nicht. Die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Wie konnte ich ihr erzählen, dass der Akt bereits vollzogen, das Gelübde abgelegt, der Vertrag unterzeichnet war: Bonaparte und ich waren Mann und Frau. Wie konnte ich ihr erzählen, dass dieser Mann nun ihr Vater war – in Freud und Leid, für alle Zeiten. »Hortense, General Bonaparte ist ein liebenswürdiger Mann«, sagte ich mit sanftem Tadel. »Er hat dich aufrichtig gern.«
»Ich nicht! Ich habe *ihn* nicht gern.« Als sie meinen gequälten Blick sah, ließ sie den Kopf hängen. »Tut mir Leid, Maman!« Sie holte tief Luft und atmete, die Wangen wie ein Ballon aufgeblasen, wieder aus.

Ich schloss sie in die Arme. »Ich muss zurück. Wird jetzt alles wieder gut?« Ich spürte ihr Nicken an meiner Brust. Ich strich ihr über die weichen, goldenen Locken. Sie würde Zeit brauchen. Wir alle. »Ich möchte, dass du und Eugène mich nächstes Wochenende nach Fontainebleau begleitet, um Tante Désirée und den Marquis zu besuchen«, sagte ich und wiegte mich von einer Seite zur anderen, wie eine Mutter, die ihr Baby in den Schlaf lullt. Es schnürte mir die Kehle zu, als ich daran dachte, wie sie sich bei ihrer Geburt angefühlt hatte, wie winzig ihr Kopf gewesen war, wie durchdringend sie geschrien hatte. Es *wird* alles wieder gut, hätte ich am liebsten zu ihr gesagt. (Ich möchte es ja selbst glauben.) »Kannst du nächstes Wochenende kommen?« Bis dahin wäre Bonaparte abgereist.

Die verwitterte Tür zur Schule quietschte in den Angeln und erschreckte eine Magd, die auf einer Trittleiter hockte und den Kristalleuchter putzte. Ich hörte Bonapartes Stimme, seinen dozierenden Ton. Ich klopfte an die Tür zum Arbeitszimmer der Schulleiterin.

Madame Campan saß hinter ihrem riesigen Sockelschreibtisch, der mit Büchern und Papierstapeln bedeckt war. Der kleine Raum war im Stil des Ancien Régime eingerichtet, überladen,

muffig und dunkel. Eine Vase mit Seidenlilien stand unter dem Porträt der Königin Marie Antoinette. Vor zwei Jahren hätte es Madame Campan das Leben gekostet, Anteilnahme für die Königin zu zeigen.*

Die spröde Schulleiterin winkte mich herein, ohne den Blick von ihrem Besucher zu wenden. Bonaparte hockte mit einer Tasse in der Hand auf der Kante eines braunroten Louis-quinze-Armsessels und erläuterte die Nutzlosigkeit des Lateinunterrichts für Mädchen. In seiner Untertasse stand eine Pfütz – Kaffee, schätzte ich, dem Aroma nach zu urteilen.

Als er innehielt um Luft zu holen, erhob sich Madame Campan, um mich zu begrüßen, wobei sie den Rock ihres Kleides glatt strich. Ohne die komplizierte Perlenverzierung an dem Kopftuch, das sie trug, als wäre sie ständig in Trauer, hätte man sie in ihrem schwarzen Kleid für eine Zofe halten können. »Verzeihen Sie, dass ich unterbreche«, sagte ich und nahm den Stuhl neben Bonaparte. Er suchte in meinen Augen nach einem Hinweis. Es war eine peinliche Situation für ihn, das wusste ich, eine schwierige Situation für uns beide. Es lief nicht wie geplant.

»General Bonaparte und ich haben uns über die Erziehung in einer republikanischen Gesellschaft unterhalten«, sagte Madame Campan und zog ihr Kopftuch nach vorn. »Es kommt nicht oft vor, dass man einem Mann begegnet, der sich darüber Gedanken gemacht hat.«

An jeder Fingerspitze einzeln ziehend, streifte ich meine Handschuhe ab. Das Licht fing sich in meinem neuen goldenen Ehering. Ich legte meine Hand darüber und sagte: »General Bonaparte ist im Grunde seines Herzens ein Philosoph, Madame Campan. Er macht sich über alles Gedanken.« Ich lächelte Bonaparte beschwichtigend zu.

* Madame Campan war einst Hofdame der Königin Marie Antoinette gewesen, die man zweieinhalb Jahre zuvor, als man die Monarchie abschaffte und stattdessen die Republik ausrief, enthauptet hatte.

Bonaparte trank seine Tasse aus und stellte sie mit der Untertasse auf den kleinen Tisch zwischen uns. Ich streckte die Hand aus, um zu verhindern, dass der Tisch umkippte. »Es ist schon spät«, sagte er zu mir, nachdem er seine Taschenuhr herausgezogen hatte. »Willst du es ihr nicht sagen?«

»Doch«, sagte ich und errötete, weil ich ihn mit den Augen einer Fremden betrachtet hatte: ein kleinwüchsiger, dünner Mann mit fahlem Teint, strähnigen Haaren, schäbiger Kleidung. Ein Mann mit korsischem Akzent und schlechten Manieren. Ein ernsthafter, humorloser Mann mit feurigen Augen – ein Korse, ein Revolutionär, ein Opportunist. Mein Gemahl. »Wir möchten Ihnen etwas mitteilen«, sagte ich zu Madame Campan.

Nur meine engsten Freunde wussten, dass wir geheiratet hatten. Ich war nicht erpicht darauf, meine Familie zu informieren – eigentlich auch meine Bekannten nicht, von denen viele, wie ich befürchtete, süffisant reagieren würden, trotz Bonapartes kürzlicher Beförderung zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee. Die feine Gesellschaft würde schweigend urteilen, dass ich unter meinem Stand geheiratet hätte. Man würde sagen, dass ich als Witwe mit zwei Kindern, die sie aufziehen und denen sie einen Platz in der Welt verschaffen musste, als Aristokratin ohne Vermögen und, natürlich, als Frau über dreißig verzweifelt war. »Ich – das heißt, General Bonaparte und ich – haben geheiratet.« Ich ergriff die Hand meines Mannes; sie war so feucht wie meine.

Madame Campan lehnte sich so jäh zurück, als hätte man sie gestoßen. »Aber ... das ist ja fabelhaft«, sagte sie mit dem äußeren Anschein von Aufrichtigkeit. »Welche Überraschung. Aber das ist ja fabelhaft«, wiederholte sie. »Wann?«

»Zwanzig nach zehn gestern Abend«, sagte Bonaparte und trommelte mit den Fingernägeln auf die Lehne seines Stuhles. »Zweiundzwanzig Minuten nach, um genau zu sein.«

»Nun denn.« Madame Campan hustete kurz und trocken in ihre Faust. »Ihre Kinder haben dieses Geheimnis sehr gut bewahrt, Madame ... Bonaparte, so heißt es doch jetzt?« Ich nickte, zutiefst bekümmert darüber, meinen neuen Namen ausgesprochen zu hören, zutiefst bekümmert darüber, den schönen und vornehmen Namen Beauharnais aufzugeben zu haben. »Hortense und Eugène wissen ohne Zweifel ...?« Sie streckte die Hände mit den Innenflächen nach oben aus. Ich spürte, wie mir die Hitze in die Wangen stieg. »Genau das scheint das Problem zu sein. General Bonaparte und ich sind heute mit der Absicht nach Saint-Germain gekommen, um es meinen Kindern zu sagen, aber ...« Ich versuchte zu schlucken. Madame Campan beugte sich über ihren Schreibtisch nach vorn, die Hände fest gefaltet. »Hortense weiß nichts davon?« »Wir wollten es ihr gerade sagen, aber sie war so durcheinander, dass ich es nicht für klug hielt.« »Sie weinte«, sagte Bonaparte und verlagerte sein Gewicht. »Wie seltsam«, sagte Madame Campan. »Heute Morgen beim Frühstück war sie noch so fröhlich. Kennen Sie den Grund?« Wie konnte ich es erklären, ohne Bonaparte zu kränken. »Vielleicht gefällt es ihr nicht, mich am Arm eines Mannes zu sehen«, sagte ich nicht ganz wahrheitsgemäß. »Sie hängt so sehr an der Erinnerung an ihren Vater, wie Sie ja wissen.« »O ja, meine Liebe, ich verstehe. Ihre Tochter ist ... empfindsam.« Sie sprach das Wort mit bewusster Sorgfalt aus und drückte dabei die Hände in einer Gebetsgeste an die Wange. »Sie empfindet alles so intensiv! Das ist auch der Grund, warum sie in der Schauspielkunst so begabt ist, glaube ich, und in den Künsten im Allgemeinen. Sie ist, wie ich Ihnen schon oft gesagt habe, meine Lieblingsschülerin.« Sie hielt inne. »Darf ich einen Vorschlag machen?« »Bitte! Ich gestehe, dass ich ratlos bin.« »Vielleicht, wenn ich es ihr sage? Manchmal ist diese Art die

bessere. Ich könnte mit Hortense und Eugène gemeinsam sprechen.«

Ich sah kurz zu Bonaparte. Es war eine feige Lösung, das war mir klar, aber nichtsdestoweniger eine Lösung. »Gut«, sagte Bonaparte und erhob sich.

Danach standen Bonaparte und ich schweigend auf der untersten Steinstufe und warteten auf meine Kutsche. »Unter diesen Umständen sollten wir wohl überlegen, ob wir Eugène jetzt besuchen oder nicht«, sagte ich schließlich und schaute über die Felder zu Eugènes Schule nebenan. Einerseits war mir der Gedanke, ihn nicht zu sehen, unerträglich; andererseits schuldete ich für vier Monate das Schulgeld. »Er erwartet uns nicht«, sagte ich, als meine Kutsche knirschend vor uns hielt.

»Zurück nach Paris«, wies Bonaparte meinen Kutscher an und öffnete die Wagentür selbst. »Ich halte Campans Methode für gut«, sagte er, als er hinter mir einstieg. »Sie ist gebildet, aber kein Blaustrumpf. Und stolz ist sie auch nicht. Ich dachte, sie wäre Hofdame der Königin gewesen.«

Die Kutsche fuhr durch die Schultore. Ich nickte der Bettlerin, die mit ihrem Kleinkind an der Brust auf der Erde hockte, bedauernd zu; gewöhnlich hatte ich etwas für sie. »Das war sie auch«, sagte ich und zog meine Hutbänder fester an. Madame Campan war praktisch bei Hofe aufgewachsen. »Sie war in den Tuileries bei der königlichen Familie, als der Palast geplündert wurde. Ein Mann aus Marseille packte sie und wollte sie umbringen, aber irgendjemand schrie, dass sie keine Frauen umbrächten, und das rettete sie.«

»Da hatte sie Glück. Ich halte es für gut, dass die Mädchen lernen, Suppe zu kochen, und ihre Zimmer selbst aufräumen müssen. Ich werde meine Schwestern anmelden.«

Bonaparte hatte vier Brüder und drei Schwestern – nun auch meine Familie. »Deine Schwestern, die bei deiner Mutter in

Marseille leben?« Mittlerweile in der Stadt angekommen, führen wir gerade am Schloss vorüber, eine Ruine wie so vieles.

»Ich werde sie alle nach Paris holen.«

»Das wäre wunderbar«, sagte ich und lächelte dabei trotz der Schmerzen in meiner Seite.

»Wie viel berechnet die Campan?«

»Für das Jahr? Dreitausend Francs.«

»Das ist lächerlich«, sagte er und schlug ein Buch auf, das er auf dem Hinweg gelesen hatte, das Leben Alexanders des Großen.

»Eugènes Schule kostet sogar noch mehr.« Und ich bezahlte auch das Schulgeld für meine Nichte Émilie – oder versuchte es zumindest. Es war schon eine lange Zeit her, seit ich Einkünfte von zu Hause bekommen hatte. * Mein Kutscher knallte mit der Peitsche. Ich lehnte den Kopf gegen das mit Quasten verzierte Polster und schloss die Augen, denn die Erinnerung an Hortenses Tränen stieg wieder in mir auf.

»Fühlst du dich nicht wohl?«

»Mir geht es gut«, log ich.

Nun, in der Stille meines kleinen Ankleidezimmers, lasse ich der Verzweiflung freien Lauf. Was soll ich bloß tun? Vor noch gar nicht langer Zeit hatte ich meiner Tochter versprochen, dass ich Bonaparte nicht heiraten würde. Jetzt wird sie denken, dass ich sie hintergangen habe. Sie ist noch zu jung, um zu begreifen, was wirklich das Beste für sie ist, zu jung, um die Vielschichtigkeit von Liebe und Notwendigkeit zu begreifen. Zu jung, um zu begreifen, dass aus Liebe gegebene Versprechen auch aus Liebe gebrochen werden können.

* Joséphines Mutter, eine Witwe, lebte auf der Zuckerplantage der Familie auf der Karibikinsel Martinique, wo Joséphine geboren und aufgewachsen ist. Ein kleiner Prozentsatz der Plantagengewinne machte Joséphines Haupteinnahmequelle aus – wenn sie ihn erhielt, was selten der Fall war. Früher unter französischer Regierung, wurde die Insel nun von England beherrscht.

Später Abend

Weitere Besprechungen, Besucher. Bonaparte ist unten mit zwei seiner Adjutanten. Der Geruch von Zigarrenrauch schwängert die Luft. Ich bin gebadet und fürs Bett gekleidet, in Erwartung meines Gemahls. Dies ist unsere letzte gemeinsame Nacht, bevor er abreist.

Nach einem hastigen Abendessen (er isst so schnell!) las Bonaparte seinen Brief an die Direktoren vor, in dem er unsere Heirat bekannt gibt. Zufrieden faltete er das Papier zusammen, schob es in einen Umschlag, ließ Wachs darauf tropfen und knallte sein Siegel hinein. Dann legte er den Umschlag zur Seite, durchwühlte die Schublade, in der die Papiere aufbewahrt wurden, und zog ein Blatt Hadernpapier heraus. Er erhob sich und bedeutete mir, den Platz am Sekretär einzunehmen. »Ich brauche von dir einen Brief an meine Mutter.«

Natürlich! Ich legte meine Spitzenarbeit beiseite. Er würde seine Mutter in Marseille besuchen und sie von unserer Verbindung unterrichten – seine Mutter, die nach korsischem Brauch zuerst um Erlaubnis hätte gefragt werden müssen. Seine Mutter, die ihre Erlaubnis verweigert hätte, wäre sie gefragt worden. Seine Mutter, die dagegen war, dass ihr Sohn eine Witwe mit zwei Kindern heiratete, eine Frau ohne Mitgift, eine Frau, die sechs Jahre älter war als ihr Sohn. Bonaparte ging auf und ab und diktierte, was nach seiner Vorstellung in dem Brief stehen sollte: dass sie nun meine verehrte Frau Mutter wäre, dass ich mich darauf freute, sie kennen zu lernen, dass ich sie auf meinem Weg nach Italien zu meinem Mann besuchen würde, dass ...

Ein plötzlicher Regenguss setzte ein. Meine Rabenschwanzfeder schwebte in der Luft. Ich sollte nach Italien reisen? »Aber Bonaparte ...«

»In sechs Wochen, nachdem ich die Österreicher vertrieben habe.«

Ich lächelte. Scherzte er? Der Ruf eines Mannes aus dem Garten erlöste mich aus meinem Dilemma: »Öffnet die verdammte Tür!«

»War das Direktor Barras?«, fragte ich Bonaparte auf dem Weg zur Gartentür. »Du bist es wirklich!« Ich küsste meinen Freund auf die feuchten Wangen.

»Und Ihnen einen guten Abend, General Bonaparte, Oberbefehlshaber der italienischen Armee«, erklärte Barras in gespielt formellem Ton, während er seinen Spazierstock mit der vergoldeten Spitze an die Wand lehnte. »Meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrer kürzlichen Ernennung.« Bonaparte machte ein mürrisches Gesicht, selbst als der Direktor ihm die Hand schüttelte.*

»Was dir zu verdanken ist, Père Barras«, sagte ich und drapierte seinen Militärmantel über einen Stuhl neben dem Feuer, damit er trocknete. Noch vor weniger als einem Jahr war Bonaparte ohne Beschäftigung gewesen. Barras hatte ihm zu einer Reihe von Beförderungen verholfen, aber diese letzte, die zum Oberbefehlshaber, hatte vonseiten Barras' beträchtliche Überredungskunst erfordert. Die Direktoren waren nur ungern bereit, einem Korsen das Kommando über eine Armee zu übertragen. »Nicht schlecht, nicht schlecht«, sagte Barras, während er Bonaparte wie eine Gliederpuppe schwenkte, um seine Uniform zu inspizieren. »An den Schultern vielleicht ein wenig ausladend?« Sein eigener Rock schien ihm ein wenig eng zu sitzen, wie ich bemerkte; die Schöße platzten am Rücken auf. »Aber warum diese ausgefransten Epauletten?«

»Was hast du denn da draußen im Garten gemacht, Paul?«, fragte ich, um das Thema zu wechseln. Das Thema Epauletten hat-

* Die Exekutivgewalt der Republik lag in den Händen eines Rates von fünf Direktoren – den »fünf Majestäten«. Direktor Paul Barras wurde für den Mächtigsten der Fünf gehalten und war demzufolge der politisch mächtigste Mann in der französischen Republik.

te ich auch schon angesprochen, aber ohne Erfolg. (Bonaparte ist ja so halsstarrig!)

»Ich habe geklopft, aber niemand hörte. Wie du mit so wenig Personal zurechtkommt, Rose, geht über meinen Verstand«, sagte Barras und fuhr sich mit der Hand durch das schütter werdende Haar. (Schwarz gefärbt?)

»Ich suche tatsächlich gerade nach einer Kammerzofe.« Als sie erfuhr, dass ich im Begriff war, einen Revolutionär zu heiraten, hatte meine frühere Zofe gekündigt. »Wenn du von einer hören solltest ...«

»Sie heißt jetzt Joséphine«, sagte Bonaparte.

»Deinen Vornamen hast du auch geändert?« Barras runzelte nachdenklich die Stirn. »*Joséphine* – doch, er gefällt mir, Rose, er steht dir ziemlich gut. Ebenso wie dein Kleid, wie ich nicht verhehlen kann. Wie reizend du aussiehst. Ich habe in der Tat von einer Zofe gehört. Meine Tante hat mir von einem Mädchen erzählt. Aber nur eine? Du brauchst mindestens drei. Schluss mit dieser republikanischen Anspruchslosigkeit! Republikanische Romantik, wie ich es nenne. Und da wir gerade von Romantik sprechen, wie geht es denn meinen Turteltauben an diesem grässlichen Abend?«

»Sehr gut«, sagte ich mit mehr Begeisterung, als ich empfand.

»Das Direktorium kann mir nur achttausend Francs zur Verfügung stellen«, sagte Bonaparte.

Barras warf seine Rockschöße nach hinten und setzte sich. (Trug er ein Korsett? Barras, mittlerweile vierzig, wurde eitel.)

»Ich weiß, es reicht nicht, aber wenigstens ist es nicht dieses Falschgeld, mit dem uns England in dem Bemühen, unsere Wirtschaft zu ruinieren, überflutet.« Er hob die Hände, als flehte er den Himmel an. »Als wäre unsere Wirtschaft nicht schon längst ruiniert.«

Bonaparte fand das nicht lustig. »Wie soll ich mit nur achttausend eine ganze Armee verpflegen und ausrüsten?« Er trommel-

te mit den Fingern auf das Schachbrett, was zwei Figuren zu Boden schickte.

»Gebet?« Barras fing meinen Blick auf und lächelte, sein betörendes schiefes Grinsen. »Immerhin ist es jetzt gesetzlich – na ja, beinahe.«

»Barras, du machst dich lustig«, sagte ich und bot ihm ein Glas des Clos-Vougeot an, den er, wie ich wusste, bevorzugte.

»Nein, danke – ich kam nur vorbei, um die Liste abzuliefern, um die Sie gebeten haben, General«, sagte er und reichte Bonaparte ein zusammengefaltetes Blatt Papier.

»Aber das sind ja nur die Namen der Generäle«, sagte Bonaparte, als er die Liste überflog. »Ich hatte um die Namen aller Offiziere der italienischen Armee gebeten.«

»Selbst die Hauptleute?« Barras erhob sich und griff nach seinem Spazierstock.

»Selbst ihre Adjutanten.«

»Sie reisen morgen Abend ab? Ich werde meinen Sekretär anweisen, sie Ihnen morgen Vormittag vorbeizubringen.« Er schlug Bonaparte in Soldatenmanier auf die Schulter. »Viel Glück bei der Befreiung der Italiener von den Österreichern, General, wie Sie es so heldenhaft nennen. Und wenn Sie schon einmal dabei sind, versäumen Sie nicht, auch ihre Gemälde und Skulpturen zu befreien sowie all das Gold in den Kirchenschatteln. Darin werden Sie das Geld finden, um Ihre Soldaten zu verpflegen.« Er warf seinen Spazierstock in die Luft, fing ihn wieder auf und schaute, ob ich es auch bemerkt hatte.

Muss gehen – ich höre Bonapartes Schritte auf der Treppe.

11. März, morgens

Schläfrig heute Morgen, aber lächelnd. Bonaparte geht die ehelichen Beziehungen mit der Inbrunst eines religiösen Konvertiten und der Neugier eines Wissenschaftlers an. Er ist fest ent-

schlossen, jede Stellung auszuprobieren, die in einem Buch beschrieben ist, das er an einem Stand am Fluss gefunden hat. Es sind über einhundert, behauptet er, und wir sind erst bei der neunten.

In der Tat lerne ich, niemals vorherzusagen, was mich bei ihm wohl erwarten könnte. In einer Minute kann er herrisch und gefühllos sein und in der nächsten zärtlich und ergeben. In der vergangenen Nacht haben wir geredet und geredet ...

»Wie Schaum auf einer Welle«, sagte er zu mir und streichelte meine Brust.

»Ich mag das«, sagte ich, während ich die Wellenbewegungen betrachtete, die das Kaminfeuer an die Wand malte, und dabei an das Meer dachte.

»Das Gedicht oder das hier...?«

»Das war ein Gedicht? *Und* das hier.« Seine Hände sind weich, seine Berührung erstaunlich sanft.

»Das ist eine Zeile aus *Carthon* von Ossian. *Ihre Brüste waren wie Schaum auf einer Welle und ihre Augen wie leuchtende Sterne.*«

Es dauerte einen Moment, bis mir klar wurde, was er meinte. Bonaparte sprach den Namen des schottischen Barden wie »Ozean« aus.

»Alexander der Große wählte Homer als seinen Dichter, Julius Cäsar wählte Virgil – und ich habe Ossian gewählt.«

»Bonaparte, du beunruhigst mich, wenn du so redest.«

»Warum? Gefällt dir diese Reihenfolge nicht: Alexander, Cäsar, *Napoléon*?«

»Ich meine es ernst. Kannst du denn kein normaler Mann sein?«

»Bin ich denn kein ›normaler‹ Mann?« Er drückte sich an mich.

»Nun ja, in dieser Beziehung schon.« In dieser Beziehung durchaus. Außer, dass Bonaparte unersättlich war.

»Kann ich dir etwas verraten?«

»Natürlich!« Ich genoss die heimliche Intimität unseres Gesprächs, dieses nächtliche Bettbekenntnis.

»Manchmal denke ich, dass ich die Reinkarnation von Alexander dem Großen bin.« Er starrte mich an. »Nun wirst du mich für verrückt halten.«

»Es fällt mir auf, dass du viel über Alexander den Großen liest«, sagte ich, da ich nicht wusste, wie ich auf eine derartige Erklärung reagieren sollte. Es stimmte – Bonaparte hatte einiges an sich, das mir seltsam vorkam.

»Du glaubst nicht an so etwas?«

»Manchmal. Aber nicht immer. Als junges Mädchen prophezeite mir eine Wahrsagerin, ich würde erst unglücklich verheiratet und dann verwitwet sein.«

»Na, siehst du? Die Prophezeiung hat sich erfüllt.«

»Ja.« Meine erste Ehe war sicherlich unglücklich. »Aber sie hat auch prophezeit, dass ich eine Königin werden würde.«

Er stützte sich auf einen Ellbogen. »Das ist interessant.«

»Mehr als eine Königin, sagte sie.« Aber für nicht sehr lange Zeit. »Nun siehst *du*, dass Prophezeiungen oftmals einfach töricht sind.«

»Dann wollen wir jetzt auch töricht sein.«

»Schon wieder?« Ich lächelte und schlang meine Beine um ihn.

»Du weißt ja gar nicht, wie schön du bist. Du bist die schönste Frau von Paris.«

»Bonaparte, sei nicht albern.«

»Das ist mein Ernst! Alles an dir entzückt mich. Lach nicht! Manchmal, wenn ich dich betrachte, denke ich, dass ein Engel bei mir ist, der auf die Erde heruntergekommen ist.«

Ich streichelte seine feinen, dünnen Haare und blickte in seine großen, grauen Augen. Noch nie zuvor war ich so geliebt worden. Mein erster Ehemann verachtete mich; Bonaparte betet mich an. Am liebsten würde ich weinen. Die Wahrheit, die schreckliche Wahrheit ist, dass ich mich in den Armen meines

Ehemannes einsam fühle. Wenn ich ein Engel bin, warum öffnet sich dann nicht mein Herz?

Die ganze Nacht hindurch hörte ich die Uhr schlagen: eins, zwei, drei. Als es vier schlug, war Bonaparte nicht mehr da. Ich lauschte nach dem Geräusch seiner Schritte, hielt nach einem Flackern von Kerzenlicht Ausschau, aber das Haus war dunkel und still. Ich versuchte, wieder einzuschlafen, doch es gelang mir nicht, weil mich nächtliche Gedanken quälten. Nächtliche Zweifel, nächtliche Ängste. Schließlich streifte ich meinen Morgenmantel und meine Pantoffeln über und wanderte mit einer Kerze durch die Zimmer. Vom Treppenabsatz auf der Hälfte des Stockwerks sah ich unten ein Licht. Ich lief die Treppe hinunter und zur offenen Tür des Arbeitszimmers. Bonaparte lehnte über dem achteckigen Tisch und hielt eine Laterne über eine Landkarte. Ich beobachtete ihn wie ein Dieb. Was sah er beim Anblick dieser Landkarte? Er wirkte so konzentriert. Was dachte, wovon träumte er?

»Bonaparte?«, rief ich schließlich.

Er blickte erschrocken auf. »Joséphine«, flüsterte er verwundert, als hätte er mich gefunden.

Früher Nachmittag

Welche Aufregung! Ich habe nur eine Minute Zeit. Heute Abend bricht Bonaparte gen Süden auf, um das Kommando über die italienische Armee zu übernehmen. Im gesamten Haushalt herrscht hektische Aktivität. Meine Küchenmagd näht seine Reithosen enger (er schreckte vor den Kosten eines Schneiders zurück). Ich bat meinen Diener, seine Reitstiefel ordentlich zu polieren, und die Köchin, einen Korb mit Reiseproviand zu packen – Schiffszwieback, harte Eier, eingelegte Schweinesülze, Rüben. Meinen Kutscher schickte ich zum Weinhändler, um

eine Kiste Chambertin zu holen – ein untrinkbarer Wein, wie ich finde, aber Bonaparte besteht darauf (er ist billig) –, und zu einer Parfümerie, um das Mandelmehl und die Rosenseife zu kaufen, die er gerne für sein Gesicht benutzt. Ich darf nicht vergessen, für seinen Ausschlag Helenenkrautwurzeln in Quellwasser zu kochen. Und was noch? Was habe ich vergessen?

Eine halbe Stunde später

Bonaparte platzte in den oberen Salon und setzte sich. Ich wusste, was sein kleines Lächeln zu bedeuten hatte. Ich sagte zu meiner Küchenmagd: »Agathe, vielleicht könnte ich mit meinem Mann sprechen – allein.«

Bonapartes verknittertes Leinenhemd war ausgezogen, bevor wir noch mein Schlafzimmer erreichten. »Junot und Murat werden in fünfzehn Minuten eintreffen.«

»Da bleibt nicht viel Zeit.«

»Ich kann schnell sein«, sagte er, als wäre dies eine Leistung.

Ich drehte ihm den Rücken zu, damit er die Knöpfe an meinem Kleid öffnen konnte. Er fuhr mit seinen kalten Händen über meine Brüste, presste sich an mich. Ich drehte mich zu ihm um und küsste ihn. Er ist ein kleiner Mann, aber kräftig. Und schnell, wie er gesagt hatte.

»Ich möchte, dass du dich wäschst«, sagte er, als er sich aus seinen Pantalons schälte.

»Das hatte ich gerade vor.« Seine soldatische Unverblümtheit überraschte mich.

Nackt (kleiner Körper, großer Kopf) stieg er ins Bett, zog das Bettlaken über sich und sah mich erwartungsvoll an. Ich ging in meinen Ankleideraum und kam in einem mit violetten Bändern verzierten Gazenachthemd wieder heraus. »Zieh das aus«, befahl er.

Ich gehorchte widerwillig (Bonaparte ist sechs Jahre jünger als

ich) und legte mich neben ihn. »Stellung Nummer zehn?«, neckte ich.

»Dreiundzwanzig.« Er ließ seine Hand über meine Brust, meinen Bauch gleiten. »Ich habe einen Sprung nach vorn gemacht.«

Ich lächelte. Scherzte er? (Es ist so schwer, ihn zu durchschauen.)

Dann setzte er sich auf und sagte: »Schließ die Augen. Lieg einfach nur so da.« Ich tat, wie mir geheißen. Ich spürte, wie er ans Bettende kroch, spürte, wie seine Hände meine Beine öffneten, spürte die Wärme seines Atems, seine ...

Mon *Dieu*. Ich schluckte, zog scharf die Luft ein.

Bonaparte hatte es seltsamerweise nicht eilig. Eine sinnliche Wärme überkam mich. Ich krallte meine Finger in seine Haare, als Wellen der Lust in meinem Blut aufwallten.

Danach lag ich einen Augenblick da, rang nach Atem und trocknete meine Wangen an der Bettdecke. Bonaparte saß in der Hocke und betrachtete mich ehrfürchtig. Dann grinste er. »Nun denn, das ist die bisher Beste«, sagte er und schwang die Füße auf den Boden.

»Komm wieder her«, sagte ich und griff nach seiner Hand.

21 *Uhr*

Ein Kuss, und fort war er.

Ich höre das Knistern des Feuers, meine Küchenmagd, die unmelodisch im Schlafzimmer singt, die schweren Schritte der Holzschuhe meines alten Dieners auf der schmalen Treppe, der Eimer mit heißem Wasser für mein Bad hinaufträgt. Mein Mops Fortuné schnüffelt in allen Ecken auf der Suche nach »dem Eindringling«. Ich lausche dem geschäftigen Klicken seiner kleinen Zehennägel auf dem Parkettboden.

Geräusche eines normalen Lebens, wie ich feststelle. Wäre da

nicht die auf dem Fensterbrett vergessene Schnupftabakdose aus Blech, die eselsohrige Ausgabe von Ossians *Carthou* auf dem Kaminsims, wüsste man nicht, dass Bonaparte jemals hier gewesen ist. Dieser Mann, der wie ein Wirbelwind in mein Leben trat, ist ebenso plötzlich wieder verschwunden und lässt mich atemlos zurück, benommen ... und verwirrt, wie ich gestehe.